Nr. 7. Donnerstag, den 9. Januar 1913. 27. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11. 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11. Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderlaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei H. Möller, Schulstr. 13. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Osborne hat gesiegt!

z. London, 6. Januar.

Die Regierungsvorlage zur Regelung der durch den bekannten Osborne-Rechtsspruch herbeigeführten Lage ist glücklich durch die Einzelberatung gekommen, und etwaige Zweifel, die man über die Stellung der Labour Party inbezug auf sie hegen konnte, wurden am vergangenen Freitag beseitigt. An diesem Tag nämlich wurde eine Sonderkonferenz der an die Labour Party angeschlossenen Gewerkschaften und sozialistischen Organisationen in London abgehalten und die Vorlage, wie schon in diesem Blatte erwähnt, nach kurzer Beratung mit 346 gegen 76 Stimmen angenommen. Damit scheidet die Gefahr des Scheiterns der Vorlage aus, und die bevorstehende dritte Lesung kann als eine bloße Formalität betrachtet werden.

Glücklich haben die Arbeiter dabei nicht abgeschnitten. Wie erinnerlich, lautet jener „Rechtsspruch“ der Lord-Juristen, die die Funktionen des obersten Gerichtshofes usurpiert haben, dahin, daß die Gewerkschaften kein Recht haben, ihre Gelder und selbst ihre Organisation für politische Zwecke zu gebrauchen. Dieser köstliche Spruch wurde Ende 1909 gefällt, und im Verlauf von 1910 und 1911 wurden von den Gerichten viele Einhaltsbefehle gegen verschiedene Gewerkschaften erlassen, die die Labour Party in ihren finanziellen Grundlagen ziemlich schwer getroffen haben. Davon aber abgesehen, wurde es allgemein empfunden, daß der Rechtsspruch ein schwerer Schlag für die Gewerkschaften sei, daß er ein unberechtigtes Eingreifen in ihre inneren Angelegenheiten und eine grobe Verletzung ihres Selbstbestimmungsrechtes bedeute. Aber erst zwei Jahre nach dieser Katastrophe konnte die Regierung dazu bewogen werden, eine Vorlage einzubringen; jedoch blieb diese nach der zweiten Lesung stecken und erst in diesem Jahre wurde sie vorwärts gebracht mit der sicheren Aussicht, noch vor dem Schluß der gegenwärtigen Session, also vor Ende März, Gesetzeskraft zu erlangen.

Man könnte meinen, wenn die Regierung so lange auf ihre Vorlage warten ließ, sie wenigstens bestrebt gewesen wäre, dem Uebel wirksame Abhilfe zu schaffen. Das aber ist keineswegs der Fall. Die Vorlage gestattet zwar den Gewerkschaften, sich mit Politik zu beschäftigen und für politische Zwecke Gelder zu verwenden, macht aber die Ausübung dieses Rechtes von solchen Bedingungen abhängig, daß sie zum großen Teil illusorisch werden wird. Eine Gewerkschaft, die sich mit Politik beschäftigen will, muß von der Behörde — in diesem Falle dem Registrator der Trade Unions, einem völlig unabhängigen Beamten, der nur, wie jeder Beamte und jeder Bürger, den Gerichten unterworfen ist — ein spezielles Zeugnis einholen, das aber nur dann erteilt wird, wenn die folgenden Bedingungen erfüllt werden: es muß eine Umfrage bei allen Mitgliedern der Gewerkschaft stattfinden und der spezifische politische Zweck muß von der Mehrheit der Befragten genehmigt werden. Jedes Mitglied, das mit der politischen Betätigung der Gewerkschaft nicht einverstanden ist oder überhaupt keine Beiträge dazu liefern will, hat das Recht (und bei der Umfrage muß es ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden!), schriftlich seine „Freiheit“ zu fordern und diese muß ihm gestattet werden ohne irgendwelche Beeinträchtigung seiner sonstigen Gewerkschaftsrechte. Ferner müssen die für die politischen Zwecke bestimmten Gelder in eine besondere Kasse ein- und nur aus ihr ausgezahlt werden. Nur unter diesen Bedingungen erteilt der Registrator der Gewerkschaft das Zeugnis; erfüllt dann die Gewerkschaft diese Bedingungen nicht, so geht sie des Zeugnisses verlustig. Sollte es zwischen einer Gewerkschaft oder sogar einem Mitgliede der Gewerkschaft und dem Registrator zu einem Streit kommen, so gibt es die Berufung an das Hochgericht, ein Zivilgericht der höheren Instanz.

Der heimtückische Charakter dieser „Remedur“ springt in die Augen. Das Selbstbestimmungsrecht der Gewerkschaften ist dahin: sie werden unter die Kuratel der Bureaukratie gestellt, und nicht mehr dürfen bei ihnen die Mehrheitsbeschlüsse eine zwingende Kraft haben. Eine freiwillige Vereinigung der Arbeiter darf nicht mehr die Bedingungen formulieren, unter denen Mitglieder aufgenommen oder in ihrem Rahmen verbleiben können, und maßt sie sich diese Befugnis an, so verliert sie alle Rechte, die sonst einer Gewerkschaft eingeräumt sind. Das ist die prinzipielle Seite. Die praktische Seite besteht darin, daß durch die staatliche Erteilung des sogenannten Schutzes der Minderheiten allerlei Intrigen, Strebertum, Korruption und Zänkerei Tür und Tor geöffnet werden, daß der bureaukratischen Willkür ein weiter Spielraum gewährt und daß die gesamte Tätigkeit der Gewerkschaften der Gefahr der endlosen Prozessierung ausgesetzt wird. Es genügt — um nur ein Beispiel zu geben —, daß irgendein Lump, wie der Herr Osborne, der Gewerkschaftssekretär, nach dessen Namen die ganze Angelegenheit genannt worden ist, sich beim Registrator beklagt, daß die Umfrage nicht „richtig“ ausgeführt worden sei, um diesem Beamten den Anlaß zum Entziehen des Zeugnisses zu geben und somit die Gewerkschaft in einen langwierigen und kostspieligen Prozeß vor dem Hochgericht mit einer Berufung an die Lordskammer zu verwickeln. Man darf schon jetzt voraussagen, daß die Furcht vor solchen Prozessen viele Gewerkschaften abhalten wird, von dem ihnen zugestandenen fakultativen Rechte Gebrauch zu machen; und wer wird ihnen diese Sparsamkeit mit den Arbeitergroschen zum Vorwurf machen?

Kurz, die „Remedur“ ist nicht viel besser als die Krankheit selbst, und man kann sich nicht der Verwunderung entziehen, daß die Londoner Konferenz sie mit einer solchen Mehrheit angenommen hat. Man erinnere sich nur der Aufnahme, den der „Rechts“spruch bei den Arbeiterführern gefunden hat. Am 22. August 1910 versammelte sich der vereinigte Ausschuß der Labour Party, der Generalföderation der Trade Unions und des Parlamentarischen Komitees des Trade Union Congresses zu einer gemeinsamen Konferenz, und nach langer Beratung erließ sie eine Resolution, worin der Osborne-Rechtsspruch als eine Verletzung der Freiheit und der Rechte der Gewerkschaften verurteilt und die Gewerkschaften aufgefordert wurden, sofort eine Agitation zu dessen Aufhebung zu entfalten und diese Frage sogar zu der Hauptfrage bei allen parlamentarischen Wahlen zu machen, damit kein Kandidat gewählt würde, der sich nicht für die Wiederherstellung des status quo ante verpflichtete. Nach der Sitzung erklärte Ramsay MacDonald einem Vertreter der Presse, daß diese Resolution ein Aufruf zum entschiedenen Kampf „ohne Handschuhe“ bedeute! Und wirklich, als diese Resolution einen Monat später auf dem Sheffielder Trade Union Congreß als Antrag des Parlamentarischen Komitees zur Erörterung gelangte, rief sie eine große Begeisterung hervor und wurde mit 1 717 000 gegen 13 000 Stimmen angenommen. Dabei führten die Delegierten eine ganz ungewöhnliche Sprache. Herr Brace und Herr Walsh, bekannte Bergarbeiterführer, erklärten, sie und ihre Gewerkschaften würden sich dem Rechtsspruch nicht fügen; sie würden eher ins Gefängnis ziehen als die politische Tätigkeit ihrer Organisation einstellen. Die andern stimmten ihnen begeistert zu und forderten die Labour Party auf, gegen die Regierung bei allen Gelegenheiten zu stimmen, bis sie durch Gesetzgebung den berüchtigten Rechtsspruch beseitige. Nur die Herren Shackleton und Henderson rieten, nicht so hitzig zu sprechen und zu handeln, wofür sie von den übrigen scharf angegriffen wurden. Zur selben Zeit sprach auch Keir Hardie auf einer internationalen Versammlung in Frankfurt über den Gegenstand und versicherte seine Hörer unter donnerndem Beifall, die englischen Arbeitermassen würden den rechtlosen Zustand nicht lange dulden und würden, noch ehe zwölf Monate ins Land gegangen wären, für die Erkämpfung ihrer Rechte eine Barrikadenrevolution machen. Nach Hause zurückgekehrt, sprach Keir Hardie in einer großen öffentlichen Versammlung seine „autoritative“ Ueberzeugung aus, daß der Osborne-Rechtsspruch unbedingt umgeworfen werden würde; sollten, wie zu erwarten wäre, im Januar die allgemeinen Wahlen stattfinden, so müßten die Arbeiter schon jetzt ihre Rechte bekommen — sonst wehe der Partei, die sie ihnen verweigere!

Das war der Empfang, den der Spruch des Obergerichtshofes bei den Führern der Labour Party gefunden hat. Aber die Wahlen fanden statt, zwar nicht im Januar 1911, aber doch im Dezember 1910, und zwölf Monate gingen ins Land, und nicht nur kam es zu keinen Barrikaden und keiner Revolution, nicht nur zog kein einziger Führer ins Gefängnis, sondern selbst bei den Wahlen machte die Arbeiterpartei nicht den Osborne-Rechtsspruch, sondern die Parlamentsbill der Regierung, gleich den Liberalen, zur Hauptfrage! Noch mehr, da die Verwendung der Gelder für politische Zwecke und besonders für Zahlung der Diäten den parlamentarischen Vertretern von den edlen Richtern u. a. auch für „verfassungswidrig“ erkannt wurde, da dadurch die „Freiheit“ der Deputierten beschränkt werde, so beeilte sich die Labour Party, jenen Satz in ihren Statuten zu beseitigen, wonach jeder neue Arbeiterdeputierte sich verpflichten mußte, im Einvernehmen mit seinen Kollegen zu handeln! Aber noch immer, als der Inhalt der Regierungsvorlage bekannt wurde, erklärten die Arbeiterführer, sie müßten eine vollständige Beseitigung des Osborne-Rechtsspruchs haben, und brachten eine eigene Vorlage ein. Selbst als sie bereits ihre eigene Vorlage fallen ließen und für die zweite Lesung der Regierungsvorlage stimmten, behielten sie sich das Recht vor, bei der dritten Lesung gegen die Vorlage zu stimmen. Das endgültige Ergebnis aller dieser Deklarationen und Deklamationen liegt jetzt vor: die Labour Party nimmt die Regierungsvorlage an!

Kommentar ist überflüssig — wer Augen hat, der sieht ihn!

Die Balkanfrage.

Das Stocken der Friedensverhandlungen.

Wolffs Bureau meldet heute: In den diplomatischen Kreisen Londons herrscht weiterhin eine hervorragend friedliche Stimmung, da die Großmächte über die Notwendigkeit einig zu sein scheinen, die Schwierigkeiten zu ebnen, die noch die Lage auf dem Balkan umgeben. Dieser Stand der Dinge scheint auf sämtliche Friedensdelegierten und die andern Kreise, die dem Verlauf der Verhandlungen folgen, Eindruck gemacht zu haben.

Unter Hinweis auf die bevorstehende Mediation der Mächte in der Angelegenheit des Friedensschlusses betont das offiziöse Organ der österreichischen Regierung, das Wiener „Fremdenbl.“: So sehr man auch in durchsichtiger agitatorischer Absicht Notizen von angebliche Unstimmigkeiten zwischen den Großmächten lancieren will, so hat doch jeder Tag gezeigt, daß die Mächte einig in der Auffassung sind, daß ein baldiger Friedensschluß notwendig ist. Insbesondere in Oesterreich-Ungarn an einem baldigen Erfolge der Friedensverhandlungen interessiert, denn es muß nicht nur am meisten die Schäden des Kriegszustandes in seiner Nachbarschaft fühlen, vielmehr werden nach dem Friedensschluß jene Verhandlungen aufgenommen werden, wodurch die wichtigen Fragen gelöst werden sollen, die für Oesterreich-Ungarn sich aus der Neugestaltung der Verhältnisse auf dem Balkan ergeben werden.

Die „Kölnische Zeitung“ bringt am Dienstag abend folgendes offiziöse Telegramm aus Berlin: Man war auf den Abbruch der Verhandlungen gefaßt gewesen. Der Balkanbund hat es aber für angemessen gehalten, einen so schroffen Schritt nicht zu unternehmen, sondern die Verhandlungen der Konferenz lediglich zu suspendieren. Damit ist der Fortgang des Handels bis auf weiteres hinter die Kulissen verlegt. Nunmehr ist die Reihe an den Großmächten, mit nachdrücklichen Bemühungen einzugreifen. Das Vorgehen der Großmächte soll sich gleichzeitig in Konstantinopel und in London abspielen. In Konstantinopel werden die Botschafter auf die Pforte einwirken, in London die Botschafterversammlung auf die Delegierten der Türkei. Der Zweck der Einwirkung ist, zu verhindern, daß in irgendeiner Weise die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden. Die Nachricht aus Sofia, daß Schükri Pascha, der Verteidiger von Adrianopel, der Zusammentritt einer türkisch-bulgarischen Kommission angeregt habe, wäre von großer Bedeutung, wenn sie als Vorbote von Kapitulationsverhandlungen zu erklären wäre. Bisher hat Schükri Pascha daran festgehalten, daß er Adrianopel nur ausliefern könne auf Grund eines ihn dazu ermächtigenden ausdrücklichen Befehls des Sultans. Ein solcher Befehl ist nicht erteilt worden und wird vom Sultan nicht erteilt werden, da der Sultan bei aller sonstiger politischer Zurückhaltung, die er zu üben pflegt, gerade in der Frage des Besitzes von Adrianopel mehrfach mit Erklärungen hervorgetreten ist, daß Adrianopel türkisch bleiben müsse. Auf jeden Fall kann man sagen, wenn die oben erwähnte Nachricht sich bestätigt, daß das Verlangen Schükri Paschas auf Kommissionsverhandlungen darauf schließen läßt, daß Adrianopel am Ende seiner Widerstandskraft angelangt ist oder in kurzer Zeit angelangt sein wird.

Das Reutersche Bureau erfährt am Dienstag in später Abendstunde durch Dr. Danew, daß seit der Suspension der Konferenz die Lage keinen Schritt vorwärts gekommen sei. Wir erhielten, sagte Danew, von den Türken keine Mitteilung, und die Verbündeten haben ihnen keine Mitteilung zu machen. Ich bin vollständig ruhig und voller Zuversicht, daß unsere Forderungen angenommen werden und der Frieden erhalten bleibt. Danew erklärte weiter, daß er über die Meldungen von Konferenzen, die wegen Adrianopels angeblich zwischen türkischen und bulgarischen Kommissionären stattfänden, ohne amtliche Nachricht sei. Er habe soeben deswegen nach Sofia depeschiert.

Nach der Begeisterung die Abkühlung.

Die Besteuerung der neuen Landesteile scheint den serbischen Regierungskreisen ziemliches Kopfzerbrechen zu bereiten. Anfänglich hieß es, daß Neuserbien während der ersten Jahre überhaupt von Steuern befreit bleiben solle, denn da die Abgaben in Serbien notorisch ungeheuer hoch und die neugewonnenen Mitbürger blutarm sind, so fürchtete man mit Recht, durch Einführung des serbischen Steuersystems einen abschreckenden Eindruck bei ihnen hervorzurufen. Nach längerer Ueberlegung erließ endlich der Ministerrat eine Bestimmung, wonach es mit den Steuern so wie bisher unter der türkischen Verwaltung gehalten werden solle, und vom serbischen Finanzministerium wurde ein Fachmann nach Neuserbien geschickt, um dort die Steuerämter und alles sonst zur Steuererhebung Nötige zu organisieren. Dieser Fachmann gelangte aber bei allseitiger Prüfung der Frage an Ort und Stelle zu dem Ergebnis, daß die Regiekosten größer sein würden als das ganze Steuererträgnis, denn das türkische Steuersystem ist primitiv und fordert wegen seiner Schwerfälligkeit einen unverhältnismäßig großen Beamtenapparat. So ist man denn wieder zu der ursprünglichen Idee zurückgekommen, vorläufig gar keine Steuern zu erheben bis auf den Zehnten und auch diesen nur von den verpachteten Grundstücken.

„Christliche“ Schandtaten.

Der „Köln. Ztg.“ wird aus Saloniki geschrieben: Schon seit einiger Zeit hat man von den Untaten gehört in der Gegend von Doiran (dieser Ortsbezirk hat eine mohammedanische Bevölkerung von ungefähr 20 000 Seelen). Die bulgarischen oder serbischen Behörden haben sich wohlweislich gehütet, darüber amtliche Angaben zu machen, und so kam es, daß man längere Zeit im unklaren gewesen ist, was sich dort eigentlich ereignet hat, zumal ja der Reisendenverkehr auf der Bahnstrecke Salonik-Dedeagatsch erst seit einigen Tagen aufgenommen worden ist. Ein sehr achtbarer türkischer Kaufmann, der hier eingetroffen ist, hat nun an zuständiger Stelle einen ziemlich umfassenden Bericht hinterlegt, dem folgendes zu entnehmen ist. Doiran wurde von 200 serbischen Reitern und 500 Infanteristen, sowie von zahlreichen bulgarischen Bandenmitgliedern besetzt. Man bemächtigte sich sofort der türkischen Aemter, dann begannen eine Reihe von Erpressungen. Jene, die nichts geben wollten oder konnten, wurden mit dem Tode bedroht, nachts brach man in die Häuser ein, wobei man mit Vorliebe die Häuser der türkischen Offiziere wählte, wo die Frauen vergewaltigt wurden. 64 Personen, welche sich ohne jede Bewaffnung nach Salonik auf den Weg gemacht hatten, wurden bei Madenjeri niedergemacht. Die hervorragendsten Mohammedaner, 59 an der Zahl, wurden nach grausamen Foltern getötet. Alle Häuser der Mohammedaner wurden geplündert, dasselbe Schicksal wiederfuhr den Häusern der Türken in der Umgebung. Die Ortschaften Urgandschilar, Popowa, Taldschali, Bujuklü, Tschillü, Genjetschelü, Surlowa wurden niedergebrannt, die mohammedanische Bevölkerung abgeschlachtet. Die Mohammedaner der Dörfer Kirbatsch Bala und Kirbatsch Sir, ferner von Sineniktscheh und Palmesch, die man ebenfalls mit dem Tode bedroht hatte, sind zum Christentum übergetreten. Als die griechischen Truppen dorthin kamen, hörten die Grausamkeiten gegen die Bevölkerung auf. Auf der Straße zwischen Doiran und Gewegelü wurden sechzehn Mohammedaner durch Geschützfeuer getötet. Aus Urgandschilar wird berichtet, daß dort 90 Mohammedaner mit Stricken von Hals zu Hals aneinander gefesselt und dann mit dem Bajonett niedergestochen wurden. Alle früher zum Islam übergetretenen christlichen Frauen sind wieder getauft und ihre Männer vor ihren Augen umgebracht worden. Zahlreiche Personen sind Hungers gestorben, da ihnen alle Lebensmittel und das gesamte Getreide weggenommen wurde. Der Kaufmann, dessen Name hier wohl bekannt ist, behauptet, sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht zu haben; überdies werden die traurigen Vorgänge auch von anderer Seite an hiesige Konsulate gemeldet. Im Sandschak Serres sollen von einer mohammedanischen Bevölkerung von ungefähr

Gertraud Sonnweber.

Roman von Rudolf Greinz.

[32] (Nachdruck verboten.)

Die Sonnweberin war aus der Kirche in ihrer Verzweiflung zum Vorsteher gelaufen und hatte ihn um Hilfe angefleht. Der schickte einen seiner Buben zum nächsten Gendarmerieposten im Tal. Denn schließlich war er ja verantwortlich für die Ruhe im Dorf.

Nun patrouillierten zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Bajonetten um das Anwesen der Sonnweberischen. Es war die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die wütenden Bauern ihre Drohung zur Wahrheit machten und das Haus und Stadel der Sonnweberischen in Brand stecken würden. Solchen Anschlägen sollte durch die strenge Bewachung des Anwesens vorgebeugt werden.

Es war still geworden um den Besitz der Sonnweberischen herum, still und immer dunkler. In der Stalltüre stand der Sonnweber Lois, der das Vieh gefüttert und getränkt hatte. Das hatte er in der allgemeinen Aufregung nicht vergessen.

Der Lois machte wieder ein recht stockdummes Gesicht und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er etwas gar nicht begreifen könnte. Er konnte es auch wirklich nicht recht erfassen, warum alles hatte so kommen müssen.

Siebzehntes Kapitel.

Atemlos erklomm Gertraud Sonnweber den steilen Bergwald. Immer höher stieg sie hinan, gerade nach aufwärts, ohne Weg oder Fußpfad einzuhalten.

Ueber struppiges Gebüsch stolperte sie oder fiel über eine ihr quer im Wege liegende Baumwurzel, fiel über kleine, niedere Fichtenbäume und stürzte in Erdgruben, die sie in der Dunkelheit nicht sehen konnte.

Immer finsterer wurde es im Wald. Schweigend und düster standen die mächtigen Fichten. Leise bewegten sie sich im Abendwind. Die jüngern unter ihnen schlugen auch wohl mit ihren scharfen Nadelarmen dem flüchtenden Mädchen unbarmherzig ins Gesicht. Aber Gertraud Sonnweber achtete nicht darauf, achtete auch nicht der Erschöpfung und der Schmerzen ihres Leibes.

Nur vorwärts! Nur aufwärts! Fort von da unten, von dem wüsten Lärm, von dem tobenden Geschrei, das ihr noch immer betäubend im Ohr nachklang. Fort aus dieser brüllenden Hölle des Hasses und der Verfolgung!

Nur fort! Weit fort! Laufen . . . immerzu laufen . . . retten . . . ihr Leben retten und das ihres Kindes.

Gertraud Sonnweber fühlte das junge Leben in ihrem Leib. Fühlte es mit Beben und Angst. Nur fort. Immer weiter hinauf . . . zielos . . . planlos!

Jäher und jäher brach die Nacht herein. Ganz dunkel wurde es. Ein tiefer, heiliger Friede ringsum. Ein heiliges, feierliches Rauschen in den Wipfeln der Bäume. Erhabenes Schweigen, tiefste Ruhe.

Plötzlich ein Knistern, ein erregtes Schnauben. Der eilige, atemlose Lauf eines Tieres. Aufhorchend blieb Gertraud Sonnweber stehen, horchte gespannt in die Dunkelheit hinein. Und dann kam es näher und näher. Ein freudiges, unterdrücktes Winseln. Lux, der schwarzzottige Hund sprang an seiner Herrin empor.

Immer wieder hüpfte er sie an, so daß sie schier den Halt verlor, sprang und schmeichelte und wedelte und leckte ihre Hände. Gar nicht genug tun konnte er sich in seiner Freude. Er bellte nicht. Ganz still war er, als verstünde er es genau, daß er hübsch ruhig sein müsse, um seine Herrin nicht zu verraten.

„Luxele! Mei' Luxele!“ sagte das Mädchen und streichelte immer wieder das zottige Fell ihres treuen Begleiters. Dann setzte sie sich nieder. Jetzt fühlte sie erst, wie ihr die Beine lahm wurden vom angestrengten Laufen, und fühlte immer deutlicher und nachhaltiger die Schmerzen ihres Körpers.

Tiefer und tiefer senkte sich die Nacht herab. Lauter wurde das Rauschen des Waldes. Dunkel war es. Kein Stern am Himmel zu sehen. Schwarze Nacht.

„'s kimmt a Wetter!“ sagte die Gertraud halblaut vor sich hin und sah sich ängstlich um. Sie konnte aber in der Finsternis kein schützendes Dach, keinen bergenden Felsen entdecken.

Da raffte sie sich auf. Sie dachte daran, daß sie ja noch einen Freund besaß im Leben . . . einen einzigen treuen Freund außer dem Hund . . . den Seehauser Martl.

Zu dem wollte sie gehen, ihn um Obdach bitten und Schutz. Recht weit entfernt konnte ja die Hütte nicht sein, wo die Holzknechte hausten. Die Richtung wußte die Gertraud beiläufig. Wenn sie nur ein Licht gehabt hätte, um besser einen Pfad finden zu können.

So mußte sie vorsichtig gehen. Schritt für Schritt, mit den Händen tastend wie eine Blinde. Feuchtkalt schlug ihr die Nachtluft ins Gesicht, und immer lauter wurde das Rauschen des Waldes, immer mächtiger, bis es in einen Sturm ausartete.

Gespenstig bogen sich die Bäume im Dunkel. Weitausholend mit langen Armen wie schwarze, ungeheure Riesen. Immer kälter und eisiger pfiff der Wind dem jungen Weib ins Gesicht. Zitternd vor Frost und bebend vor abergläubischer Angst tastete sie sich weiter. Sie hatte Furcht jetzt . . . grenzenlose Furcht.

Wenn sie nur schon droben wäre in der Hütte beim Seehauser Martl! Oder wenn sie wenigstens einen Menschen um sich haben würde! Einen einzigen Menschen, mit dem sie hätte reden können! Sie sehnte sich jetzt heiß nach dem Laut einer menschlichen Stimme. Es war ihr auf einmal so elend. Ganz schwarz wurde es ihr vor den Augen.

Nur vorwärts! Nur hinauf! Immer weiter! Sie mußte ja den Weg finden zum Martl.

Heftig klopfte ihr das Herz. So heftig, daß sie kaum zu atmen vermochte. Die Knie zitterten ihr vor Schwäche. Sie mußte sich an einen Baum lehnen. So ermattet war sie.

Am liebsten hätten sie sich hingelegt auf den feuchtkalten Erdboden, hätte geschlafen und von nichts mehr gewußt. Aber das durfte sie nicht. Des Kindes wegen. Das Muttergefühl erwachte in ihr mit aller Gewalt.

Sie mußte weiter . . . alle Kräfte anspannen . . . nur nicht nachgeben . . . nicht feige sein! Mutig, Gertraud! Nur Mut! Das Kind mußte sie retten, das sie unter'm Herzen trug.

Und immer lauter und unheimlicher heulte der Sturmwind durch den Wald. Und immer gespenstiger waren die Riesenschatten der Bäume, gepeitscht vom Sturm, gegen den Nachthimmel wogend.

Nur Mut, Gertraud! Nur Mut! Nur immer weiter! Furchtlos weiter!

Langsam tastete sich Gertraud Sonnweber durch die Dunkelheit. Schritt für Schritt. Mit eingezogenem Schweif folgte ihr der Hund. Knapp war er bei ihr, damit sie seine Nähe, sein warmes Leben fühle.

Warum sollte sie sich auch fürchten? Vor was sollte sie sich fürchten? Vor Gott? Gott war barmherzig. Er würde ihr gnädig sein.

Sie war dem Drange ihres Herzens gefolgt. Sonst nichts. War das wirklich eine so große Schuld?

In grenzenloser Leidenschaft, in selbstloser Liebe hatte sie das Kind empfangen. Im seligen Rausch und unbeschreiblichen Glücksempfinden.

Immer stürmischer drängte das junge Leben in ihr . . . immer heftiger wurden die Schmerzen . . . immer größer die hilflose Angst der werdenden Mutter.

Würde sie denn kein Obdach finden können . . . keine Hilfe?

Endlos war der Weg, grauenvoll und beschwerlich. Wütend heulte und tobte der Sturm. Die Bäume krachten, und der Regen peitschte schwere Tropfen auf den zitternden Körper des jungen Weibes.

Vorwärts, Gertraud! Nicht nachgeben! Vorwärts! Retten . . . das Leben des Kindes und das eigene Leben!

Langsam tastete sie sich weiter, bebend vor Schmerz und Kälte, bis sie erschöpft zu Boden sank. Mit einem wehen Laut und totwundem Herzen.

Und Lux, der Hund, stand ihr treu zur Seite, hüpfte und wedelte und leckte ihr Gesicht und Hände. Als wollte er sie aufmuntern zu neuer Kraft. Aber Gertraud Sonnweber konnte nicht mehr. Hatte auch kein Gefühl mehr für die rührende Treue des zottigen Freundes. Laut schrie sie ihre Schmerzen in die kalte, sturmdurchtoste Nacht.

Da lief der Hund mit gesenkter Schnauze umher. Immer weitere Kreise zog er, bis er die richtige Spur gefunden hatte. Bis vor die Hütte des Seehauser Martl lief er in einem Saus. In langgezogenen Tönen kläglich heulend und winselnd stand er vor der Hüttentür, bis von drinnen wer nachschauen kam, was es gäbe.

Der Martl war's, der schlaftrunken aus der Hütte trat und sich die Augen rieb. Der lange Mensch mußte sich bücken. So niedrig war die Tür des kleinen Hüttels.

Mit lautem, freudigem Gebell sprang jetzt der Hund an ihm empor. In großen Sprüngen, immer höher und höher. Verwundert rieb sich der Martl die Augen. „Luxele! Du bist es!“

Da heulte der Hund ganz kläglich. In unheimlich langen Tönen. Den Martl gemahnte es an jene Schreckensnacht, wo man die Gertraud gestochen hatte und er und der Hund leise ums Haus geschlichen waren. Wie in jener Nacht überfiel den starken Burschen ein abergläubischer Schrecken.

„Seppl! Franzl! G'schwind!“ rief er in die Hütte hinein. „Aufstiah'n! A Unglück ist g'schehen! Der Hund vom Sonnweber ist es!“

Mürrisch und brummend erhoben sich die beiden andern Holzknechte. Sie schimpften auf den Martl, daß der ihnen bei der Nacht keine Ruhe ließ. Aber sie kamen doch, folgten ihm und gingen mit ihm in den Wald hinein. Sie hatten eine kleine Laterne mitgenommen, die ihnen leuchtete.

Lux, der Hund, sprang in großen Sätzen freudig bellend voran, kehrte keuchend wieder um, lief zum Martl hin, schweifwedelnd und schmeichelnd, und sah ihn mit seinen großen, klugen Augen dankbar an.

„Lux! Luxele! Mei' Hundele!“ lobte ihn der Holzknecht. Eine mächtige Angst war über ihn gekommen. Die Furcht vor schwerem Unglück.

Beim Schein der Laterne fanden sie die Gertraud. Halb ohnmächtig und vor Schmerzen wimmernd. Da trugen sie das Mädchen hinauf in die kleine Holzhackerhütte. Ganz vorsichtig.

Dort gebar sie, als der Tag zu grauen begann, ein schwaches Knäblein. Zart und rosig war's. So rosig und fein, daß die junge Mutter trotz ihrer Schmerzen lächelte vor Stolz und innigem Mutterglück. So selig und wehmütig zugleich lächelte sie, daß es dem Martl die Tränen in die Augen trieb vor Mitleid.

Es war aber keine Kraft und kein Leben in dem Kind. Kaum eine Stunde atmete es. Dann verlöschte sein Leben wie ein flackerndes Lichtlein, und die Gertraud hielt eine kleine Leiche im Arm. Und mit dem Leben ihres Kindes entfloh auch ihr eigenes. Immer schwächer wurde sie, immer schwächer und bleicher.

Geredet hatte sie wenig. Nur in kurzen, abgerissenen Sätzen hatte sie erzählt, wie es drunten im Tal zuging. Angstvoll und mit aufgehobenen Händen hatte sie den Martl um Schutz angefleht für sich und ihr Kind.

„Martl! Tua mi nit verraten. Halt' zu mir!“ bat sie immer und immer wieder.

Der Seehauser Martl stand schweigend und mit finsterm Gesicht an dem Lager des Mädchens, das einmal seine Liebste